

Die Miegelsuppe im Krieg / Von Alfred Bock

Wenn der Speckmichel in Friedenszeiten ein Schwein geschlachtet hatte, lud er Verwandte und Bekannte zum Schmaus. Obwohl er am Pfennig hing, wie der Teufel an einer armen Seele, gab er, dem Brauch folgend, Hebräern und Kindern, die mit Schüsseln und Löffeln kamen, von Miegelsuppe und Wurst ihr Teil. Der Krieg hatte den Schlachtfleisch ein Ende bereitet. Ward jetzt ein Schweinchen vom Leben zum Tod gebracht, handelte es sich vor allem darum, den Miegelsuppe hinteres Licht zu führen, dergestalt, daß ein leichteres Tier gewogen und ein schwereres geschlachtet wurde. Das Miegelschweinchen, in seiner Tätigkeit wohlgeübt, lief, sobald man es aus dem Stall gelassen, schier von selbst zur Gemeindepappe und dollerte vergnüglich grunzend wieder nach Haus. Neben diesen von Amts wegen erlaubten Schlachtungen hatte sich der Speckmichel auf Geheimtötungen verlegt. Die nahm er nächstens in seiner Scheune vor. Der Mehger streckte mit ihm unter einer Decke und erhielt seinen Gewinnanteil. Aus der Kreisstadt netzte sich gegen Mitternacht der Triemel, der Oberkellner des Gasthofs zum schwarzen Wier, ein, um dann mit Fleisch beladen in der Dunkelheit wieder zu verschwinden. Was der Speckmichel bei solchen Gelegenheiten dem Wierwirt abknüpfte, holte der aus seinen Wästen doppelt heraus.

Heute war der Oberkellner, ein Mann in mittleren Jahren, lang wie eine Hopfenstange, in der Nacht schon vor es erfahren und schaute, eine Zigarette anzündend, dem Mehger zu, der vom Rücken eines geschlachteten Schweines den Speck ablöste.

Draußen wurde ans Hofstor gepöcht.

Der Speckmichel erblühte. „Kreuzfahnen, der Genbarm!“ Sogleich wurden die Lichter in der Scheune gelöscht. Der Bauer ging, das Hofstor zu öffnen. All die Zeit her hatte er Glück gehabt. Seht fiel er herein. Donnererschlag noch einmal! Das kostete ein Heidengeld!

Er schloß auf. Vor ihm stand sein Sohn, der Lipps, ein breit-schultriger Krieger. „Gut'n Abend, Vater!“

Der Speckmichel rief die Augen auf. „Krammenot, der Lipps! Ei, wo kommst du dann her?“ „Direkt aus dem Feld!“ „Und bist gesund?“

„No, wie man's nimmt. Ich bin gestürzt und hab mir das Knie verrenkt. Ich schnapp. Sie haben mich heimgeschickt. Sie können mich net mehr brauchen!“ „Gott sei Dank!“ rief der Speckmichel. „Wann das deine Mutter doch erlebt hält!“

Der Lipps trat in den Hof. Er hinkte beträchtlich. „Wißt du dann noch was essen?“ fragte der Bauer. „Ne, ich hab in der Stadt gefressen,“ antwortete der Soldat. „Sol' Ich schön, du bist müd.“ „Ich bin eigentlich gar net müd.“

„Das tut die Aufregung.“ „Was macht denn die Scheck?“ „Eine Zeitlang daucht man, sie ging kaputt. Sie hat's aber durchgerissen und hat eh einen ewigen Hunger.“ „Das ist mir lieb!“

Der Speckmichel wies auf das Wohnhaus. „Deine Stub ist parat. Ich hab noch was in der Scheune zu richten.“ Der Lipps zog die Brauen hoch. „Mitte in der Nacht?“

„Sawohl! Geh mit, da wiest du's gewahr!“ Der Bauer schritt voran und steckte in der Scheune wieder die Kerzen an. Betroffen erblickte der Lipps am Krummholz das geschlachtete Schwein, die Schüsseln voll Blut und das Schlachtgerät.

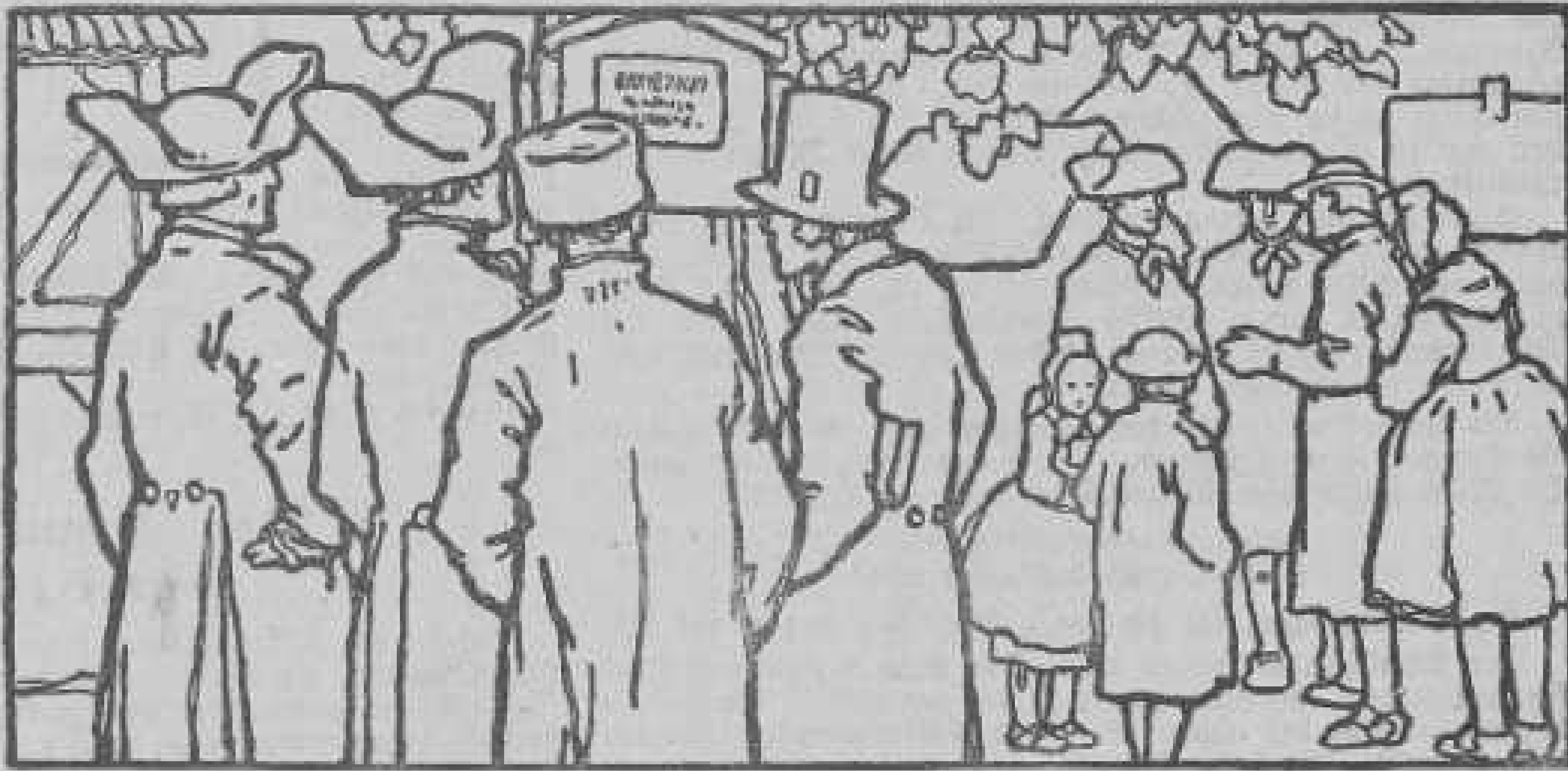
Der Mehger und der Oberkellner kamen aus dem Hintergrund.

Ohne auf ihre Begrüßung ein Wort zu erwidern, maß sie der Helmgekehrte von Kopf bis zu Fuß und verließ mit finstern Gesicht den Raum.

In den nächsten Tagen hielt der Lipps auf dem väterlichen Hof Anschlag. Nachdem er sich über den Schleichhandel, wie er hier blühte, genugsam unterrichtet hatte, trat er vor den Vater und sprach: „Wie die Vagabunden sich schwarz machen und beschuppen, hab ich drauß' erlebt. Und hab gedacht: was mich net brennt, daß ich net. Gegen die Mitzugigkeit da kommt auch keins an. Hier bin ich dabei interessiert. Das Feld hat Augen, und die Hecken haben Ohren. Wenn sie Euch langem, spaziert Ihr ins Rittchen!“

Der Speckmichel knarzelte mit den Zähnen. „Bang machen gilt net! Sie wollen's in der Stadt net anders haben. Der Bauer wird geschneilt und schnell wieder. Laufsig Mark haben sie mir für mein' Fuchs geben. Dreitausig Mark müß ich für den neuen Gaul auf die Zäandspinn legen. Wo ist da die Berechtlichkeit?“

Der Bauersmann lebt vom eignen Schmaus und das ist kein Stolz!“ sagte der Lipps, den Hals reckend. „He hat's net nötig, daß er einem den Verzel schmirt. He braucht aber auch kein' zu beschummeln. Ihr macht eine ganze Peler her. Bei mir, Vater,



Heussche Bauern lesen Kriegsnachrichten (Aus Kassenkunst 1914/15, Verlag Elwert, Marburg) Otto Ubbelohde

verfängt das net. Was Ihr Euch einbrocht, eht Ihr aus. Ich ducht den Beschores-net auf dem Hof. Hört Ihr net dademit auf, zeig' ich Euch an!“

Der Speckmichel spie Feuer. Er wandte dem Lipps den Rücken. Ein paar Tage lang sprach der Bauer kein Wort mit seinem Sohn. Deßen Drohung aber ging ihm nach. Der Lipps war schon sfläge gewesen, ehe er Federn hatte. Den Selbstwärtigen hatte der Vater zu wenig abgehauen. Ehrfurcht vor dem Alter konnte den Garjwogel nicht. Der Krieg hatte ihn völlig rebellisch gemacht. Der Ah war da. Es verfiel dem Kämpel nichts, er ging aus Bericht und zeigte den eignen Vater an. Da mußte man sich falbieren.

Der Speckmichel brach sein Schweigen. „Horch zu, Lipps,“ sprach er kurzatmig. „Daß ich's war, der dir den Schrupper gemacht hat, das ist bei dir ausgelien. Jeder ist, wie ihn unser Herrgott gemacht hat. Da ist mir dran zu ändern. Und jeder macht's nach seinem Kopf. Ich hab mir's überlegt. Net, daß ich ins Heu vor die kretsch Gott bewahrt! Aber ich mag kein' Aufschuß. Du hast die Kette, ich geh die das Werk. Das heißt: 's wird reine Rechnung gemacht. Ich behalt soviel, daß ich leben kann!“

Der Lipps war's zufrieden und übernahm den Hof. Beim Ueberbau, bei der Viehzucht zog er aus allen Fortschritten Nutzen. Sein Werk passte er der Kriegszeit an und hielt ohne Bank an den Verbindungen fest.

Der Speckmichel sah nun als Auszügler da, hatte jede Woche sieben Feiertage. Das ging ihm wider den Strich. Mit einer alten Gewohnheit, bedachte er, soll man net brechen. Er kaufte in den Ortshäusern Lebensmittel auf, hatte seine Abnehmer in der Stadt und trieb außer dem Haus den Schleichhandel meller.

(Ano: „Der Schlund“, Roman, Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Deutsche Blätter



Nr. 10 Sonderbeilage der Saar-Zeitung 1929

Grüßland und Grüßluft
Obnussipfu Landpsaff, Vogelsberg und Wetterau
Locht dinst obnussipfu Fröcht und Fröchtun
Im Einkufe bei obnussipfu Lorinnen. m

Die oberhessische Landschaft / Von Alfred Bock

Vogelsberg und Wetterau

Machtvoll stellt sich dem Wanderer in Oberhessen die Basaltmasse des Vogelsbergs, der Rest eines großen Vulkans der Tertiarzeit, dar. Führt dich die Oberwaldstraße zu den höchsten Erhebungen, dem Tauffstein und dem Hoherodskopf, wirst du mit unwiderstehlicher Gewalt von dümmelhaften, wildschaurigen Landschaftsbildern gefesselt. In dunklen Wäldern halten riesenhafte Bäume summe Nacht. Wasser stürzen brausend zu Tal. Wanderjam gefornite Felsen werden vor deinen Augen lebendig. Du bist in einer Märchenwelt, die ein heiliges Geheimnis kaltet. Hast du die Höher erklimmen, fluten dir Lichtströme entgegen. Der Blick schweift über grüne Gefilde, über waldbeschmückte Berge im Zusammenklang herzerstreuender Farben. Ein Slingen und Klängen ist um dich her. Du kannst die Fülle der Schönheit nicht fassen. Das Klima an den nördlichen Hängen des Vogelsbergs ist rau. Im Winter überlagern ungeheure Schneemassen Wege und Stege. An der Südwestseite mehen mildere Lüfte. Obstbäume tragen hier reiche Früchte. Die Bewohner des Vogelsbergs haben sich ihre Sonderart bewahrt. Sie sind derb, trohig, verschlossen, aber auch bieder und treu. In die Einbiedungen des Gebirgs sind zahlreiche Städtchen und Döiser gebettet.

wogen dir wie ein grünes Meer entgegen. Wo du hinschaust, gewahrt du Ueberfülligkeit des Gedeihens. In Wiesenrändern, in Buschhecken, an Feldrainen tauend Biltengebilde, daß du wie gebendet stehst. Stattliche Männer begegnen dir, Frauen mit hübschen blühenden Gesichtern. Du sprichst mit ihnen, hörst freundliche Worte. Vertritt du ihr Dorf, bist du ein gern gesehener Gast. Obwohl die Städte näher und näher rücken, halten die Wetterauer Bauern vielerorts an ihren Trachten, an ihren Sitten und Gebräuchen fest. Wir dürfen uns glücklich preisen, daß wir diese charakteristischen, durch ihr Alter geheiligten Formen unseres Volkstums noch ungefährdet genießen dürfen. Die großen Dörfer mit ihren herrlichen Fachwerkbauwerken sind von einem Kranz fruchttragender Fruchtbäume umgeben. Wohlhabenheit strahlt dem Wanderer entgegen. Die Mundart der Wetterauer ist fränkisch-hessisch.



Oberberg und Vogelsberg Verkleinert aus „Burgen an der Lahn“, K. G. Elwert Marburg Otto Ubbelohde

„Die Wetterau“, die Wetterau
 Da eas vom deutsche Reich die
 Ka?
 Do nicht d'r Waas, ran
 Gerscht oan Waarn,
 Cann auch die Ruhs³ ohn
 Hockedoarn,
 Cann uff die Heppelbeam d'r Wei,
 Su gaut, aß wai e kimmt vum
 Rhei.
 Die Wetterau soll leave!

¹ Die Wetterau, ² Ru, ³ wächt, ⁴ der Weizen, ⁵ Rufe.

Am Himmel unserer Rindheit Sterne,
 Wie locht uns doch die klare Ferne!
 Komm Bruder, gib mir deine Hand,
 Zu wandern durch das deutsche Land!

Autlig oberhessischer Städte / Von Alfred Vogt

In Frankfurt bestiegt du den Zug, der dich in einer halben Stunde nach Friedberg führt. In der aufblühenden Stadt, die im Jahre 1211 durch Kaiser Friedrich II. zur freien Reichsstadt erhoben ward, paart sich das Mittelaltliche mit dem Modernen. Du gehst über den Hirschgarten durch das wappengeschmückte Tor in die Burg, besuchst das Schloß mit dem prächtigen Renaissanceportal, den Schloßgarten, läßt dich in einer der Hainbuchenlanthen nieder und erlabst dich an der Aussicht auf die felsreichen Gelände der Wetterau, die im Sonnengold prangen. In feierlicher Schönheit tritt dir die Stadtkirche entgegen. Sie ist auf den Fundamenten einer römischen Basilika in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts nach dem Vorbild der Marburger Elisabethkirche erbaut.

In wenigen Minuten trägt dich das Dampflok von Friedberg nach Korbheim, das Weltbad, auf dessen Kurterrasse alle Sprachen des Erdballs durcheinandermischen. Von hier nach dem altägyptischen Südtischen Buzbach ist nur ein Kopfsprung. Die Umfassungsmauern mit ihren Türmen und Bastionen sind zum größten Teil noch wohl erhalten. Enge, winklige Gassen mit hohen Giebelhäusern, deren Stockwerke überragen, der Marktplatz mit dem aus Fachwerk erbauten stolzen Rathaus, die Michaeliskapelle, die Markuskirche vervollständigen den Eindruck einer mittelalterlichen Stadt.

Von Buzbach erreichst du in zwanzig Minuten die Hauptstadt Oberhessens, Gießen. Schon am Bahnhof, der nicht gerade imponierend wirkt, wird der Ankommende vom Verkehr undrängt. Die Stadt verdeckt ihr Aufblühen nicht am wenigsten der zentralen Lage. Industriezweige verschiedenster Art haben sich bedeutungsvoll entwickelt. Auch der Aufschwung, den die Universität genommen hat, ist bemerkenswert. Einst mit Wall und Graben umgeben, hat die Stadt seit Schleifung der Festungswerke ihre Gestalt und ihr Ansehen völlig verändert. Reger Bürgerstolz wandelte die alten Festungswälle in einen Kranz vielversählungener Spazierwege, Lust und Licht drang in die dunklen winkligen Gassen, und Baulustige taten sich zusammen, vor den Loren geschmackvolle, in ihrer Art prächtige Häuser aufzuführen. Als Wächter der Stadt stellen sich seitens der Lahn Schwan und erst die Burgen Gleiberg und Vohberg dar. Durch wohlgepflegte Forsten gelangt man zur ehemaligen Deutschordenskommende Schiffsberg. Der Ausblick von der Terrasse ist eindrucksvoll: im Vordergrund prächtige Baumgruppen, darüber hinaus schmucke Dörfer in grüne Matten gebettet, fernab bei lebendigem Spiel von Licht und Schatten der Taurus mit dem Feldberg, deutlich erkennbar die Ruppen des Vogelsbergs und der Rhön. Man kann nicht aufhören, den Stimmen der Landschaft zu lauschen. Die Straße von Gießen nach Marburg, sobald sie den Stausen-



Ans Marburg (Ans „Alt-Marburg“ N. G. Heert Marburg) Otto Ubbelohde

berg hinter sich hat, folgt unmittelbar dem Lauf der Lahn. Das Stadtbild von Marburg ist einzigartig in deutschen Ländern. Am rechten Ufer der Lahn baut sich die Stadt terrassenförmig am den Schloßberg auf. Dies ureigene Gelände auf sich wirken zu lassen, sucht man am besten die Rampe des Schloßgates auf. Durch buntschimmernde Mauern fließt die Lahn. Inströmende Bäche schwellen den Fluß. In der Ferne die Berge in glanzvolle Helle getaucht, scharf umrissen die Basaltkuppe des Frauenbergs. Draußen die Stadt in der Vielheit rezipoller Häuser. Die Kirche der heiligen Elisabeth, ein ehrfurchgebietendes Denkmal vollendetes gotischen Stils, der Penitenzbau der Universität, aus einem alten Domstiftkloster erwachsen, das Schloß, einst die Residenz der hessischen Fürsten. In unmittelbarer Nähe der Forsthof, Savignys Haus, in dem Bettina mit offenen Armen empfangen ward und an Goethes Mutter schrieb: „Es war in der Neujahrnacht, ich sah aus meiner Warte und schaute in die Tiefe, alles war so still, kein Laut bis in die weiteste Ferne. Auf einmal schlug es Mitternacht. Da stürzte es herauf, die Trommeln rührten sich, die Posthörner schmetterten, sie lösten ihre Klanten. Sie jauchzten, die Studentenlieder klangen von allen Seiten, es klag der Jubellärm, daß er mich beinahe wie ein Meer umtauschte.“

Deut noch singen die Studenten in Marburg:

„Es gibt kein schöner Leben als Studenten!
Wie es Bacchus und Gambrius schuf.“

Aber es wird auch tüchtig gearbeitet.

Wirft die Sonne ihre letzten Strahlen auf die übergoldenen Berge, verbüllt Dämmerung tiefer, immer tiefer die Stadt, lösen von den Höhen, in den Gassen frohe Lieder. Unter den Akademikern wird Freude auf eine ungezwungene Weise laut. In ihren eignen Gärten blüht die Jugend. Schaffen soll sie nach fröhlich sein. Die Substanz, da die Philippsuniversität auf ihr 400jähriges Bestehen zurückschaut, wurden nicht nur zum Fest der Studenten, sie wurden zum Fest der ganzen Stadt, ja des ganzen Hessenlandes. Wer die erhebende Feier im vorvergangenen Jahre miterleben durfte, dem wird sie unvergeßlich bleiben.



Friedberg in Hessen, an der Stadtmauer Ernst Tyröller

Bilder aus dem oberhessischen Volksleben

Eine oberhessische Kirchweih

Von der Kirrnes, dem Hauptpfister des Sohres, hatten Alte und Junge monatelang vorher geredet wie aus dem Sack geschüttet. Nun brach bei heiterem Wetter der Festtag an. In aller Frühe hatten die Kirrnesburschen auf dem Firt der Wirtschaft zum Adler ein prächtig geschmücktes Fichtenbäumchen befestigt. Hinter dem Haus auf der Schloßwiese ward dem Schwingboden mit dem Musikantengerüst ein Platz eingeräumt. Der Wirt hatte reichlich für Küche und Keller gesorgt, daß jeder, der bei ihm einkehrte, sich gütlich tun konnte. Schon in den Vormittagsstunden strömten die Menschen aus der Stadt und den Dörfern des Kreises herbei. Die eingeladenen Bauernmädchen entfalteten einen Staat, den man bis dahin nicht gesehen hatte. Mit den Kleibern zu wechseln, brachten sie Riffenüberzüge voller Prunkstücke mit. Den Gästen setzte man Bratwürstchen vor, von denen ein lieblicher Duft aufstieg. Ein Glas Apfelwein erhöhte die Stimmung. Wo die Zahl der Betten nicht reichte, wurde den Auswärtigen verhandelt, daß ihnen zum Uebernachten ein Lager von Heu oder Stroh bereitet werde. Die Kirrnes aufzuspielen, zogen die Waghurschen mit der Dorfkapelle durch die Gassen, brachten diesen oder jenem ein Sündchen, wofür die Gefierten gehörig blechen mußten.

Glocke muß verarmte man sich in den Häusern der Bauern zum Mittagsmann. Die Speisefolge war fast überall dieselbe; Reisuppe, Rindfleisch mit Meerrettich, Schweinebraten mit Bierling, verschiedene Wurstsorten und gedörrtes Obst. Alle nahmen sich Zeit zum Essen. Essen war wichtiges Geschäft. Die Schüsseln wurden leer, wurden wieder gefüllt. Diese Bauern hatten Magen wie die Stiefelschäfte.

Gegen drei Uhr begann der Tanz. Die Burschen, zum Teil bewährlich, trugen Bockshosen und geschlossene Westen. Die Mädchen hatten aus Seide gearbeitete Kirrnesleichen an, die auf der Brust zusammengeschloß waren. Farbige, schneefarbene Röcke, graue mit Atlasbändern verzierte Schürzen, blaue Strümpfe und Dammschuhe vollendeten die kleidsame Tracht.

Die Tanzordner riefen das Unpacken aus. Als bald winkten die Burschen ihren Schwestern. Die kamen freudestrahlend herbei. Die Musik spielte einen Walzer, Paar reichte sich an Paar.

Krauslat und Sellerich,
Lieschen, drück dich wider mich!

Die Dienstmädchen, als die wenig Begehrten, tanzten für sich. Der Schwingboden war zu klein. Das bunte Gewühl verdrängte sich zum Randel. Niemand kam recht von der Stelle. Den Ausgelassenen verfiel das nichts. Wer einen Puff abkriegt, zählte ihn doppelt zurück. Dabei ein Gesangs, nicht zu beschreiben.

Weikerts Langer, der im Krieg ein Bein verloren hatte und zum Zuschauen verurteilt war, klopfte, die Pfische in der Rechten, in die Linke den Takt der Musik. Seht schrie er der Söldnersbüchel zu:

„Bäbel, du hast ein Laß im Hendl!“
„Ei mo dann?“ tat die einen Kreis.
„Wo du den Kermel durchgebackt hast.“

Nicht enden wollendes Gelächter belohnte den Jux.

In den Pausen benutzten die Burschen ihre Herzallerliebsten mit Schokolade, Wein und süßen Schnapsen. Bedeutsame Blicke wurden gewechselt. Ungeachtet ihrer Liebesfeligkeit konnten die Mädchen sich nicht verlagern, einander zu befechten und die Kameradinnen, die

sich am meisten herausgeputzt hatten, mit neidischen Augen zu betrachten. Die Söldnerslamma und des Galoppführers Ziffelchen, die in auffallend kurzen Röcken einherliefen, hielten sich gegenseitig ihre Schuppen Seine vor.

„Schapp hin, Schapp her, die Hauptsache ist das frische Fleisch!“ entschied der Spätkaffee unter braufendem Sudel.

Während das junge Volk sich der Kirrnesfreude hingab, blieben die Verheirateten nachmittags der Lustbarkeit fern und saßen daheim mit ihren Gästen bei Kaffee und Kuchen. Die Kinder besorgten ihre Eltern. Die Däumelgeister wollten Pfefferminzstangen kaufen. Man tat ihnen den Willen. Was lag an den Papierschnitz! Die wuchsen ja aus dem Abfall heraus.

(Aus: A. Vogt, „Das fünfte Element“, Leipzig 1924, J. J. Weber.)

Der Brautwagen

Von Franz Gros

Auf der von gelben Aehrenfeldern und Obstbäumen eingesäumten Landstraße naht ein in jetzigen Zeiten nur noch selten zu sehender Zug. Auf buntgeschmückten Pferden kommen zwei kernharte Banenburschen herangeritten. Von ihren kleinen Hüten wallen über ihre blauen Lehrentütel hunderttausend Bänder. Sie sind die Vorreiter eines vierpännigen „Brautwagens“. Prächtige Kerle, „Staatsborische“, sitzen auf den gedrungeneren starken Sattelpferden und knallen mit ihren Ehrenpeitschen, als ob sie so den Weg frei machen müßten für die Schönste aus dem niederhessischen Ebsdorfer Grunde, die ins Darmhessische, Oberhessische, in das Lumbdual hineinreitet. Hoch ist der „Brautwagen“ beladen, aus der Ferne hätte man ihn wohl für einen Heuwagen halten können. Da fehlt nichts, was zu einem soliden Hausstand gehört. Rissen und Kassen sind gefüllt. Rings umher an den Sellen hängen Körbe und Küchengehör aller Art, Krüge und Töpfe. Verzinkte Haus- und Stalltüren blinken und blitzen neben blauen Rahmen in Sonnenschein. Zwischen durch hängen um den Wagen gelbe Nachbüchel und was sonst das Herz einer Hessenbraut erfreut. „Doch-von-aben-herab“ lachen drei prächtige „Hesselänner Räderher“ in den kurzen „Stumpdröcken“ ihrer Heimat, auf einem weichen Sofa sitzend, fröhlich in die Welt. Solchen Vorreitern und Ehrenjungfrauen folgt im offenen Halbverdeck die Braut. Bescheiden auf dem Rücksitz. Ihr gegenüber Mutter und Patin, die Gut.

Was nützen der Braut leere Kammern, leere Schüsseln in der neuen Heimat? „Stolz“ muß sie dort ankommen. So folgt ihr denn zum Schluß ein Wagen, auf dem Bütten und Bastische stehen. „Wenn die Krapp leer is, so beise sich die Gän!“ sagt der Hessenbauer und meint damit — die Menschen. Er kennt sie. Deshalb sind Bütten und Bastische mit „allerhand“ gefüllt. Rings um diesen Wagen hängen Schinken, Specksetzen in Hülle und Fülle und geräucherter Wurst aller Art.

(Aus: Hessewind, Oberhessische Geschichten, 1. Teil, Gießen 1925, Verlag von Dr. Wolfgang Meyer.)



Beatecke Sturmann

Otto Ubbelohde

In der Wirtschaftsstube / Ein Bild aus dem oberbayerischen Bauernleben

Von Alfred Voch

In der Wirtschaftsstube, einem ziemlich großen, wenig sauberen Raum, der von Zehnkugeln erfüllt war, traf der Peter vom langen Stiel den Krämerhändler, den Walmüller und den Butternickel. Der Hintergrund zeigen der Hannus und der kleine Kumpf. Der Wirt, ein hoher Schöngiger, dominiert das Kupfer aus dem Gesicht schling, stand an die Wand gelehnt und lauschte der Unterhaltung. Es wurde von der Witterung gesprochen. Frühmorgens hatten die Steine geschwiegt. Das deutete auf Regen. Man mußte sich beeilen, die Kartoffeln zu setzen. Die einen hatten eine neue Sorte bezogen, die die Landwirtshauskammer empfahl, die anderen waren bei ihrer alten geblieben. Das Gespräch, das im Händel lief, beschäftigte sich mit den Entwässerungsanlagen auf dem Bruch, mit der Feuerlöschordnung, mit dem Pfarrer und sprang dann auf die Feldbestellung und die Zusammenlegung der Grundstücke über.



Bei der Saat (Aus „Hannusmann“ 1914/15, K. G. Beyer, Marburg) Otto Uebelohde

„Ich hab da droben am hohen Rain ein schön Ackerding erwirkt,“ räumerte der Peter Margolf. „Da vergeht einem, weiß Gott, die Lust am Bauernleben.“

„Du mußt halt Korn drauf ziehen,“ spottete der Walmüller, „denachert kannst du's den Leut' mal weisen, wie man aus Stein' Brot macht.“

„Stein' hin, Stein' her,“ rief der kleine Kumpf, „der Peter braucht sich net zu beschweren.“

„Dumm Gedröck,“ wandte sich der Margolf gegen den Sprecher. „Ich hab bei dere Verehrigung net protestiert.“

„s kost' mich ein Kochl' Als wühl' mans net, du hast dein Schwache geköhren.“

Der Peter sprach verächtlich aus.

„Was geb' ich auf dein' Korn!“

„Nur langsam mit den armen Leut,“ erwiderte der kleine Kumpf schlagfertig. „s sein' er gar nit!“

„Wer sich mit euch Goppanier einläßt, der schmeißt sich selbst aufs Maul,“ trat ihm der Butternickel entgegen. „Ein Blick, daß ihr's net aus'n Armet' sieht. Wann ihr auf den Gaus kommt, reiß' euch kein' Feufel vor.“

„Dich kann man in deiner eigenen Butler beuten, und du wirst net besser,“ brach jetzt der Hannus los. „Wie hat der Pfarrer Sonntag' gesprochen? Es werden allezeit Arme im Lande sein, und wer sich der Armen erbarmt, der ehrt Gott.“ Gelle, das is für dich frangösisch? s is doch so, daß du keinem was gunnst und gibst ein' Rug' drum, wann der andre kotas hat!“

Des Butternickels Faust fiel schwer auf den Tisch. „Kauskrämer, du seißt befoßen!“

Der Hannus sprang auf, tat ein paar Schritte vorwärts und schrie. „Gibst du gehal' Sag's noch' mal. Du hast schon mehr Schläg' heimgelacht!“

Der Butternickel erhob sich. Sein Gesicht war dunkelrot. Die zwei, so schrien's, gerieten aneinander. In diesem Augenblicke öffnete sich die Tür, und der Ortsdiener trat mit dem Polenschnied' ein.

Der Holzmann hatte sofort die Situation erfaßt und herrschte den Hannus an: „Protokollmacher, gelle, du seißt wieder im Dampf?“

„Ich will mich mit keinem vorkränzen,“ versetzte der Hannus, sich zur Ruhe zwingend. „Ich kann nur das Gepraß davon net hören.“

Der Ortsdiener klopfte ihm sanft auf die Schulter. „Freundche, paß' einmal acht, wie ich dir die Nägel sämml'. Eins, zwei, drei und du bist im Kochl!“

Sobald die Aufmerksamkeiten erloschen waren, wie der Streit erloschen war, wobei gegen die „Goppanier“ Schmähreden aufkamen wie Raketen, rief der Walmüller: „Schorsch, ich geb' was aus. Rundingsherum ein Doppche Bier!“

Der Wirt beizte sich, die Gläser zu füllen.

„Habt ihr's dann schon gehört,“ sagte der Polenschnied', neben dem Peter Margolf Platz nehmend, „der Kappes am Hirschel is wieder in der Kell.“

Darüber wunderte man sich doch, denn man hätte sich das Leben des Kranken, der seit Wochen bettlägerig war und stark an Keimast litt, keinen Bliff'ling mehr gegeben.

„Seit' vor acht Tag' will ich ihn besuchen,“ berichtete der Polenschnied', „da schließ' he. Ich tat mich ein' wink' setzen. Auf einmal wurd' he (er) wach, aber he sah mich net. „Ammeide,“ spricht er wider seine Frau, „wie wird's dann mit unserm Werk gehn, wenn ich net mehr da bin? Ich mein' als, du könntst der Sach' allein net vorstehn. Wie wär's, wann du dem Nachbar sein' Konrad' nühmst? Der is schon bei Böhren und ein' verständiger Mannkerl.“ „Ja,“ heult die Frau, „an den hab' ich auch schon gedacht.“ Ich war murrenaustrill und dacht' sie mich, da wird's bald ein' Handschlag geben. Wie he wieder eingebesselt war, drückt' ich mich.“

Diefen Morgen geh' ich am Hirschel vorbei. Was seß' ich? Mein' Kappes. Und spaziert, weiß Gott, im Hof' herum. „Et Kappes,“ sag' ich, „seißt du's oder seißt du's net?“ — „Ja,“ spricht er, „ich seiß' es.“ No verzählt er mir, der Doktor kommt' ihm net helfen, s is aber ein' Wiara bei ihm gewest, aus Brauererschwend. Der nahm ein' Stuhl und wickelt' Kordel drum. Ein' ganzes Gebund. Dernaehert mach' er ein' Gefohn' heranter. Von der Stund' an hat der Kappes Luft' gehabt. Und krag' auch wieder' Apozell.“

Der Polenschnied' hielt inne, nahm einen kräftigen Schluck' und schloß: „He is nu durch, und ich seß' um eine Hochzeit kommen.“

„Was net all passiert in der Welt!“ brummelte der Walmüller bebeglich vor sich hin.

Allerlei Krankheiten wurden besprochen. Die Meinung herrschte vor, man sollte sich's dreimal überlegen, ehe man sein' Geld zum Doktor und Apozeller trug. Die Hauptsache war, gründlich schwitzen und die Heilung der Natur überlassen. Freilich, ein „Gefohn“ zur rechten Zeit hätte oft schon Wunder gewirkt.

Damit war der Gesprächsstoff erschöpft. Der Peter Margolf rief: „Wo!“

Der Wirt, in der Absicht, die Gäste noch festzuhalten, gab eine Geschichte zum besten, die ihm heut' brühwarm erzählt worden war.

Der Durchhannes am Hegweg hatte im „Stiern“ über die Gebühr lang Solo gespielt und hatte gar noch einen Kausch mit nach Haus gebracht. Seine Frau nahm das krumm und bestrafte ihn gegen ihre Gemohnheit mit eisigen Schweißeln. Am andern Morgen ging der Hannus auf eine Holzperforierung. Wie er heimkam, fragte er seine Hauschre' trunhezilig: „Hast du das Vieh gefüttert?“ Keine Antwort. „Wie weit seißt du dann mit deiner Arbeit?“ Wieder keine Antwort.

Da gab es bei Hannus auf, der Stollenden den Mund zu öffnen. Als sie aber abends in der Falle lag, steckte er ein' Fettschluck' an und leuchtete unter das Bett. Auf einmal schmetterte es ihm entgegen: „Was suchst du dann da, du al' Kamei? Du suchst mir, weiß Gott, das Bett noch' an!“

„Allweil' hab' ich's,“ rief der Hannus kreuzfidel.

„Was heißt du?“

„Dein Maul!“

Sprach's und blies das Fettschluck' aus.

(Wie das nothetgehende aus „Die Oberwälder“, Roman, Deutsche Landbauhandlung, Berlin.)



Bei der Ernte (Aus „Hannusmann“ 1914, Adolf Beyer, Marburg) Otto Uebelohde

Der Hannus wählte seinem Genossen, dem kleinen Kumpf, „Komm!“

Beide zählten ihre Fische und gingen. „Gefährer wie Gezeug!“ schickte der Butternickel ihnen nach.

Im Buchfinkenland / Eine Heimatwanderung von Alfred Voch

Einfahrt im Dorfwirtshaus / In der Zigeunerkolonie / Im Geleit eines besinnlichen Landmanns

In der Stille des Abends brach ich von Marburg auf und wanderte südwärts.

Obwohl ich erreichte ich Kaldern. Vor der altberühmten, vom Mondlicht umflossenen Kirche traf ich den Nachtwächter, der mit einer Heerde wies. Der Wirt, ein betagter Mann mit schlohweißem Haar, war der nächsten Störung halber zuerst ein' bißchen brummig, dann begann er sich eines Besseren und holte einen Trunk herbei. Während ich den trockenen Gaumen leckte, hörte ich einen landwirtschaftlichen Vortrag. Die Fruchtgelege waren ungeheuer, aber die Drechseln sahen nicht mehr der Facht zu halten; heutzutage nahm die Drechselmaschine den Menschen die schwerste Arbeit ab. Früher war's anders: da ging man zur Erntezeit um 10 Uhr zu Bett, war um 12 wieder auf der Sonne und zog um 4 Uhr hinaus, um das Grumme! zu mähen.

„Seltene!“ schloß der Alte, „hieh' es, sich kränzen und kragen, und tot' einem alle Rippen weg. Und was gab's? Kartoffel und Brot. Allweil' sein' ich stundstehlig, und mein Geist ruht noch' net. Ey gucken Sie sich' einmal un' Junge Leut' an. Das wird mit Heiß' gestoppt und hat kein' Saft und keine Kraft und läßt das Maul hängen! Ich hab' auch is ein' Stadies. Eyndr' ich mich vor dem aussieh', schmeiß' ich meine Sach' in die Lahn, da hör' ich wenigstens den Plumps!“

Gegen Mitternacht führte mich der Wirt auf meine Stube. Ich sank in die unergänzliche Tiefe eines Dornbusches. Draußen hatte der Nachtwächter Post' gefaßt, blitz' jähstmal auf seinem Horn und rief:

„Woll' ist'! Am Hirschel is die Zeit, bläßt' auf den Herrn Dels' Sinnen. Es kommt der Herr der Herrlichkeit und führt' dich von hinnen. Tu auf das Herz, laß' ihn hinein, der Herr will' Euer' Führer sein!“

Der andere Morgen fand mich mitten im heftigen Hinterland, oder, wie der Volksmund sagt, im Buchfinkenland. Das ist kein' Spottname, wie man leichtlich glauben könnte, vielmehr rühmt die Bezeichnung daher, daß hier Tausende von Buchfinken überwintern, die im Frühling, wenn die Liebe ihre Brust schwellt, ihren melodischen Gesang erlösen lassen.

Mein Blick schweift hinauf zu den schön geschwungenen Linien der waldbedeckten Höhen und ruht auf grünen Matten aus. Ueber der Buchfinken, dem höchsten Gipfel des Hinterlandes, schwebt eine weiße Wolke wie eine Botin aus Himmels Höhen.

Durch dunkle Wälder schritt ich nach Schmanshausen. Das ist ein kleines Dorf, das nicht viel mehr als 200 Seelen zählt. Am Ufer der Lahn, die das Tal durchströmt, stehen acht oder zehn Lehnhütten, von einem Holzstapel umgrenzt; darin haust die Zigeunerkolonie, die ein' Graf von Wittgenstein vor hundert Jahren hierher versetzt hat. Die Männer arbeiten in den Forsten, die Frauen ziehen hausierend umher. Viele haben ihren Topus unverfälscht erhalten. Sie leben von der Gemeinde Schmanshausen gesondert und dürfen außerhalb des ihnen angewiesenen Gebietes keinen Grundbesitz erwerben. Kaum daß ich das schmale Gäßchen der Niederlassung betrete, bin ich von Frauen und Kindern umringt, die um eine Gabe bitten. Ein alter Mann kommt herbei, dessen prägnanter Kopf mich an ein' Bild des Plinius in Florenz erinnert. Er nennt sich Lagerle und erzählt mir, daß er Soldat gewesen ist. Morgens und abends betet er für die Seele seiner verstorbenen Frau. Er geleitet mich in seine Hütte, die einen gar gemütlichen Eindruck macht. Der einzige Raum, den sie umschließt, enthält einen kleinen Herd und zwei nicht gerade saubere Betten. Eine Lehmann ist zumutungsgeheißt und wird jetzt wieder instand gesetzt. Nachts führt der Wind über das Wirt' Bett, aber das Wirt' im Wirt' Bettchen nicht. Das Geldgesicht, das ich ihm reichte, nimmt er dankend entgegen und murmelt einen Segenswunsch. Gleich läuft ein' Junge ins Wirtshaus und holt Schnaps. Heute hat der fromme Lagerle einen guten Tag. Abwärts von den Weibern steht ein' junges, schlankes Mädchen mit Augen, die wie zwei Feuer brennen. Sie hat einen winzig kleinen Mund, das schwarze Haar fällt über die Stirn; sie blickt nicht und trägt eine stolze Zurückhaltung zur Schau. Wört' ich ein' Maler, müß' ich den Kopf auf die Lehmann bannen. Droben auf der Heerstraße wende ich mich noch' einmal um:

Nach den Zigeunern lang' noch' schau'! Müßt' ich im Weiterfahren, nach den Gesichtern dunkelbraun, den schwarzlockigen Haaren. — Mein Weg führt am Ufer der Lahn entlang. Auf den Feldern sind vorwiegend Frauen beschäftigt, denn die Mannsleute verdienen in Weßfälschen ihr Brot. Das Auge laßt sich an der Buntheit der Trachten, die sich von alters her erhalten haben.

Hessensländer Weiberchen, Mit den schwarzen Häubchen, Mit den kurzen Röckelchen Tanzen wie die Böckelchen.

Im Gegenlag zu den Vogeloberger Bauern, die kurz angebunden, stolz und verschlossen sind, zeigen sich die Hinterländer zufräulich und mittelstän. Ein Bauer schließt sich mir an, der den jetzt immer festener werdenden blauen Kittel trägt. Er hat in Lössche Einsätze gemacht und wandert mit jeder seinem Dörschen zu. Ein Automobil rast an uns vorbei.

„Ich tät' mich um alles in der Welt net in so eine Stinkhaise setzen,“ mecht' mein' Vogelknecht.

Sein Gäßchen bewirtschaftet er mit seiner Frau und einer Magd. Er schlachtet dreimal im Jahr und hat über nichts zu klagen. In Lössche hat man ihn geraten, er sollte sich gegen Hagelchaden versichern. Das wird er künftig auch tun; man kann nicht wissen, was passiert. Er gibt allerhand aus der Chronik seines Dorfes zum besten. Eine hübsche Geschichte hab' ich mir gemerkt: Des Bauern Nachbar is ein' wohlhabender Mann. Er hat zwei Söhne. Der älteste is ein' verwahrloster Mensch; der soll nach dem Willen des Vaters ledig bleiben, soll unter die Wurft' gehacht werden. Er heiratet aber doch, obendrein ein' armes Mädchen. Darauf wird er ererbt, und es entspannt sich ein' Prozeß. Der jüngere Bruder kehrt eines Abends von einem Gerichtsgang heim. Im Wald gefast' sich zu ihm ein' übermenschtlich großer, pechschwarzer Kerl, der turdäbar nach Schwefel riecht. Kein' Zweifel, es war der Gottfelleims. Ueber den Prozeß is er genau unterrichtet und spricht mit bösemdender Stimme: „Sag' deinem Vater, er soll jedem sein' Teil geben!“ Der Bursch, am ganzen Kolbe zitternd, rennt nach Haus und berichtet, was ihm begegnet ist. Der Familienvater tritt zusammen, völlig zerknirscht, in bekümmert' Bekümmert' der Gemüter. Anderen Tags kommt zwischen den Parteien ein Vergleich zustande, der Bursch wird zufriedengestellt. „Wissen Sie, was mein' Vater selig als gesprochen hat?“ endet der Bauer. „Der Döbel bekehrt mehr Menschen, als der Pfarrer! Und s is auch so, das kann man hier wieder sehen.“

Am Fuß des Ahlensbergs schwenkt der Nebel ab. Ich erklimme die Höhe. Im Laub können die Sprecher, Eichhörnchen spielen auf moorigem Grund. Droben genöge ich noch' einmal den Blick auf das liebliche Buchfinkenland: rings waldgesäumte Berge, tief drunten Matten und Felder in buntem Farbenspiel. Fern im Westen steht ein' Waldhaub, von der Sonne rings umgibt. Plötzlich öffnet sich die dunkle Schicht, und eine Weiße schimmernde Färbung tritt hervor. Dahinter aber von roßigen Blau überwölbt, erhebt ein' traumhaft schönes Gesicht wie das himmlische Land der Verheißung.



Im Vogeloberger (Aus „Hannusmann“ 1914, Verlag O. Beyer, Marburg) Otto Uebelohde

Hessische Sagen und Schwänke

Die blinden Hessen — ein Ehrenname

Einst wurde die Stadt Mülhausen in Thüringen von den Hessen schwer bedrängt und belagert. Schon waren die meisten Verteidiger der Stadt gefangen, tot oder verwundet, und beim nächsten Sturm mußte dieselbe sich ergeben. Da kamen die Mülhäuser auf einen glücklichen Gedanken. Im Dunkel der Nacht kletterten sie auf die Mauern der Stadt hölzerne Pfähle und Balken, hingen alte Kleider darum, setzten Mützen und Hüte darauf und banden Waffen daran fest. Da sah es aus, als ob lebendige Soldaten da ständen. Aber zwischen diesen hölzernen Soldaten bewegten sich hin und wieder lebendige Krieger und drohten spottend hinab ins Lager der Feinde. Am andern Morgen, als es Tag wurde, sahen die Hessen die zahlreichen Gestalten auf der Stadtmauer, und sie meinten, es wären lauter wirkliche Streiter und Verteidiger. Da glaubten sie, sie könnten die Stadt nicht gewinnen, verloren den Mut und zogen von dannen. Davon sollen sie den Namen der dummen oder blinden Hessen erhalten haben.

Andere meinen: Wie die Preußen einen Adler im Wappen haben, so hatten die alten Hessen eine Kacke zum Schutzzeichen, das im Kriege vor ihnen hergetragen wurde. Junge Kackgen aber kommen blind zur Welt. Daher sei die Bezeichnung „blinder Hesse“ gekommen. Die Hessen können diese Bezeichnung als einen Ehrennamen ansehen. Denn sie haben im Kriege stets, ohne auf die Gefahr zu achten, tapfer und blind darauf losgeschlagen. Ihre Tapferkeit und Treue kennt die alte und die neue Welt. Noch heute sagt man in Westfalen: „De fällt drauf wie ein Hesse“ — er schlägt drauf wie ein Hesse.

(Aus: „Hessisches Sagenbuch“ von Emil Schneider, N. S. Iwerische Verlagsbuchhandlung, Marburg.)

Das Bohnenweibchen

Vor vielen Jahren lebte in einem hessischen Landstädtchen eine alte Frau, klein und kräftig. Die hieß Netze. Sie hatte schlohweißes Haar und ihr Gesicht war ritzfeinrot. In der Stadt galt sie als Schmuttel, die nach Gott und der Welt nichts fragte. Es war am Himmelfahrtstag. Die Glocken riefen: „Kommt in die Kirche.“ Was tat die Netze? Schlammig angezogen ging sie in ihren Garten, der vor dem Hainfort lag, und fing an, Bohnen zu stecken. Auf einmal stand ein großer schwarzer Mann vor ihr in einer fremdartigen Tracht. Der war so mager, man konnte Muskelknäuel auf ihm reiben. Und er tappte der Frau auf die Schulter und sprach: „Was machst du hier am Feiertag?“ Man hätte denken können, das Herz wäre ihr in die Schuhe gefallen. „Schweffel, Feiertag hier, Feiertag her.“ sagte sie frech, „weg von meinen Bohnen!“ „Vaf' Stuch Weiberfisch.“ donnerte der schwarze Mann sie an. „Du wirst keine Bohnen mehr essen!“ sprach's und zerfloh in der Luft. Am andern Morgen wurde die Netze tot in ihrem Bett gefunden. Seit der Zeit sieht man in dem Garten vor dem Hainfort ein altes Frauchen. Das krächzt und krächzt. Und schlappet herum. Und legt in einemfort Bohnen! Es ist aber niemand anders als die Netze, die den Feiertag vermakelt hat. Hundert Jahre muß sie wandern, dann wird sie erlöst.

U. S.

Der General

Militanten hatten in einem hessischen Städtchen ein Festspiel „Andreas Haser“ aufgeführt. Der Schuhmacher Wenzel hatte dabei die Rolle eines Generals übernommen. Die war ihm dertmaßen in den Kopf geflogen, daß er im Gefühl seines hohen Werts von früh bis spät seine Frau schikanierte. Einmal war er beschwipst zum Mittagessen heilingskommen, schüttelte kurzerhand die Suppe auf

die Straße und schnarete, das sei kein Essen für einen General. Die Frau, von einer ungeheuren Wut gepackt, ergriff den ersten besten Kleinen, der nebenan in der Werkstatt lag, und geriebte dem „General“ so nachdrücklich das Fett, daß er mit blauegefärbtem Buckel sich unter den Tisch verkroch. „Wilst du jetzt bei deinem Poßten bleiben?“ schrie sie mit feuersprühenden Augen. „Ja,“ wimmerte er, „alleweil sind mir die Generalsputzen vergangen!“

U. S.

Die Bleffur

Der Sannpeter, ein geflüchteter Spätker, nach den Dürhannes aufs Korn, der mit einer Schramme auf der Stirn im Wirtshaus erschienen war.

„Na, Hannes, wo hast du dir dann die Bleffur geholt?“

„Halt doch deine dreckige Schnauz!“ fauchte der Dürhannes wie ein bissiger Kater. „Wann du's aber wissen willst,“ setzte er milder gütig hinzu, „ich hab in der Scheuer ein' Fall getan.“

Der Sannpeter lachte. Er mußte es besser. Der Dürhannes war bei grauemdem Tag wieder einmal bedauert heimgekommen. Seine Frau hatte ihn angerangt: „Wann du dein' Kaffee net schwarz trinken willst, mach dich in den Stall und melk.“ Das tat der Hannes, erwischte aber in der Küche statt des Melkmeiers einen Henkelkorb. Den stellte er unter die Kuh, und die Milch sloß in den Stall. Die Frau kam dazu, nahm den Korb und füllte ihn ihrem Mann so nachdrücklich über den Kopf, daß gleich ein Fehen Haut mitging. „Den Korb,“ schrie sie, „behältst du mir über, daß dein bißchen Verstand net auch noch fortlaufen tut.“ U. S.

Peterche in der Fremde

In Engestod war der alte Peter Schuchardt begraben worden, der den Spottnamen „Laubenschlag“ trug. Als einjünges Kind war er von seinen Eltern arg verhäßelt worden. Damit er sich nicht erkälte, legte ihm die Mutter, auch wenn es das schönste Wetter war, einen Palatin um den Hals. Der Vater war seines Irthums Schmelde. Das Peterchen wurde konfirmiert, und die Nachbarn redeten den Eltern zu, sie möchten den Bub in die

Fremde schicken, damit er als künstiger Schmied etwas Tüchtiges lerne. Die Alten dachten nicht daran, sich von ihrem Einzigem zu trennen. Diesem selbst als einem rechten Nesthauer wäre das größte Leid widerfahren, wenn man ihn in die weite Welt geschickt hätte. Wie nun das Occaquel der Leute nicht aufhören wollte, sprach die Schuchardtin zu ihrem Mann: „Weißt du was? Wir verstopfen das Peterchen in Laubenschlag. Da mag er oler Wochen hodzen. Vernachert sagen wir, er wär in der Fremde gewesen.“ Gesagt, getan. Das Peterchen verkroch sich in den Laubenschlag, hieb dort über Tag und wurde bei guter Verpflegung schnegefelt. Nun geschah es, daß des Nachbars Balthes dem Peterchen seine Kameradin, das Stänzche, drunten im Hof mit Schlägen traktierte. Auf einmal öffnete sich der Laubenschlag, das Peterchen steck den Kopf aus der Luke und schreit: „Dreckschlag, hörst du auf! Wann ich alleweil net in der Fremde wär, käm ich erabber und itt dir den Buckel voll hauen!“ Da ließ der Balthes von dem Stänzche ab und guckte wie vergeistert in die Höhe. Dann lachte er hell auf. Und auch das Stänzche lachte übers ganze Gesicht. Eine Viertelstunde danach wußte das ganze Dorf, wo das Peterchen in der „Fremde“ war. U. S.

Sprach

Wer da stehe, wer da fesse, Fehlt die Brädie, fehlt der Steg, Kinder Gottes sind wir alle, Liebe weiß den rechten Weg. Alfred Bod.



Schwilmeistern in ihre Tracht (Aus: „Kinder- und Hausmärchen“ von Grimm, Verlag N. G. Iwerische Buchhandlung, Marburg.) Otto Ubbelohde

Hessenheimat / Von Elfe Torge

Durch viele Wälder war ich schon gewandert Und mancher Berg und Fluß glitt mir vorbei, Es war, als ob der Erde weite Garten Ein wunderhübscher, fremder Stern mir sei. Denn nirgendes wollt es mich mit Ungewollten In einem Tal, in einer Hütte halten!

So wollte ich auch hier vorübergehen, Da brauchte auf mein Blut so stark und jäh! Ich stand in nie gekanntem heiligen Schauern Und fühlte Heimatlust und Heimatweh — Es klangen wunderbar aus Purpurriefen Die Stimmen meiner Väter, die mit mir tiefen!

Auf diesen Bergen haben Sie gebetet! Und diese Felser pflegte Ihre Kraft! Ich wachte längst in ruderloser Seele Was meiner Freiheit fehlt, ist: Heimathaft! Und meine Hände grab ich in die Erde, Auf der ich schaffen, dein ich ruhen werde!

In einem oberhessischen Dorf / Von Alfred Bod

Das Dorf liegt im hohen Vogelsberg. Es lehnt sich an eine jener zahlreichen Kruppen, die in den wunderbarsten Formen den langgestreckten Bergrücken überragen. Von der Höhe des Kegels schauen vier Basaltfäulen ins Land. Wenn die Sonne sie überglänzt, prangen sie in leuchtendem Blau, bei düsterem Himmel kleiden sie sich in drohendes Schwarz, daß die Kinder drunten ein Grausen befüllt. Das Dorf, das an siebenhundert Seelen zählt, ist uralte, denn es wird schon im ersten Jahrhundert in einer Urkunde des Klosters zu Fulda genannt. Fern von den viel begangenen Völkerstraßen hat es doch der Sittlichheit der großen Kriege berührt. Anno 1034 brach ein Trupp Kroaten ein und führte Hausrat und Vieh hinweg. Ein paar herzhafte Männer, die sich zur Wehr

setzten, wurden erbarmungslos niedergemacht. Im vierzehnten Jahrhundert schloß sich die Franzosen den Hefen, den sie gewaltsam eingetrichterten, in der Dorfkirche zuhaus. Während der Revolutionskriege plünderten die Soldaten des Generals Hoche Haus für Haus. Das Beschwern, hinter dem sich die Weiber und Kinder verborgen, heißt bis auf den heutigen Tag die Seufzerhecke. Allen Bedrängnissen und Wirralen entgegen bauten die Dörfler ihre Wohnungen wieder auf und gewannen der mageren Scholle ab, wessen sie für ihre Lebensnot bedürftig waren. Als im Jahre 1848 der Sturm der Märzrevolution über die deutschen Lande brauchte, war es einzig der lange Schauh in der Siebenhäusergasse, der sich mit dem Gedanken einer Staatsumwälzung befaßte. Er erschien denn auch vor der Behauptung des Vorfaterhauptes und schrie: „Wir wollen eine Republik!“ Der Bürgermeister hob den dicken Kopf zum Fenster heraus und rief: „Die Republik is schon da!“ — „So,“ sagte der Umkürzler, „dann is es gut.“ Und ging an seine Arbeit. 1870 schickte das Dorf zwölf seiner stramm gewachsenen Söhne ins Feld. Acht kehrten hell zurück, vier mußten in Frankreich ihr Leben lassen. Allgemein war der Glaube verbreitet, daß der Kriegsdarm bald wieder anheben werde. Wie nun der Friede geschloffen war, wie sich allerorts regte und rührte, kam die neue Zeit aus der Niederung ins Gebirge herauf. Sie vertrieb den Bauern ein goldenes Leben. Die aber kehrten ihr den Rücken. In harter Arbeit geküßt, rauh wie die unwirtliche Natur hielten sie in zähem Beharren am Alten, Hergebrachten fest. Mitten durch das Dorf strömt ein klarer Bach. Im Frühling, wenn der Schnee im Oberwald schmilzt, zeigt er sich als ein wilder Gefell, der den Anwohnern manchen Schadenmacht.



Junger Schwilmer Bauer

Otto Ubbelohde

Vieh auf die Weiden, die Männer legten die Hand an den Pflug.

Drei Stunden lang hatte der Peter Margolf auf seiner Gemann am hohen Rain geackert. Der Boden war steinig und gab nicht viel her. Die Zugochsen quälten sich ab. Auch der Bauer holte sich einen nassen Hundel. Bei sinkendem Tage kehrte er rademüd heim. An der Hofseite empfing ihn seine Tochter, die Marie, und goß einen Eimer voll Wasser über den Pflug. Nun würde die Aussaat gedeihen.

Der Peter entlockte die Tiere und versorgte sie mit reichlichem Futter, dessen sie jetzt, wo die Arbeit sich häufte, mehr denn je bedurften. Dann rief er seiner Tochter zu, er wolle vor der Nachtsuppe noch ein Schnäppchen trinken, und ging drei Häuser weiter in den „Ritter“. Er war ein großer, breitschultriger Mann, der die fünfzig überschritten hatte. Auf dem mächtigen Nacken saß ein wohlgebildeter Kopf. Aus dem glattrasierten Gesicht sprang eine starke Nase vor. Die blaugrauen Augen waren von bußigen Frauen überwölbt. Das kurz gehaltene, leicht ergraute Haupthaar wuchs bis in die Stirn hinein.

Der U'dankbate / Von Rudolf Heilgers

„Herr Kodat, wie kann des heeße, Was des Geschmier bedeilt, Des kann ja lau' Soa net lese!“ Saggt de Wetter Zeit.

„Hier Kesse, Schorich mit Name, Tu in Giesse war. Schreidt, er hätt gemacht 's Egame!“ Saggt de Herr Kodat.

„Hot er 's endlich kümmerwunne? Na, 's war werklisch Zeit. Unn, was schreidt 'r weiter unne?“ Saggt de Wetter Zeit.

„Er hät zu de feine Herrs Zählte schon jogar, In hät Advokat jetzt werret!“ Saggt de Herr Kodat.

„Uffgant? der U'dankbare“, Saggt de Wetter Zeit. „Ach, unn dem sei Wde ware Doch so drane Zeit!“